



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zelle, Georg: Ursprung und Folgen des Katastrophe vom 24. Mai. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ursprung und Folgen der Katastrophe vom 24. Mai.

### II.

Mit der Ernennung Mac-Mahon's zum Präsidenten that die Coalition einen glücklichen Griff, wenn man nicht lieber sagen will, daß sie dem Gebot der Nothwendigkeit folgte. Der neue Chef des Staates mußte ein Mann sein, dessen streng conservative Grundsätze außer Frage standen, der aber zugleich von den Parteikämpfen der letzten Jahre sich ferngehalten hatte. Er sollte den gemeinsamen Gedanken der Coalition vertreten, der Vertrauensmann der gesammten monarchisch-conservativen Partei sein, durfte sich also nicht in die Sonderbestrebungen der einzelnen Theile eingelassen haben. Kein Bonapartist würde ein orleanistisches oder legitimistisches, kein Angehöriger der bourbonnischen Dynastien ein bonapartistisches Partehaupt als Staatschef sich haben gefallen lassen. Zugleich aber mußte der Mann, dem man die Zügel der Regierung anvertrauen wollte, auch in den nichtconservativen Kreisen eine gewisse Achtung genießen; er mußte in dem Rufe der Loyalität stehen und im Staat und in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen, welche von vornherein die der einzelnen Partehäupter überragte. Und endlich mußte er — das war für eine Regierung, die jeden Augenblick vor die Nothwendigkeit gestellt werden konnte, mit den Waffen für ihr Dasein zu kämpfen, eine Lebensfrage — eines unbefrrittenen Ansehens im Heere und unter dessen Führern sich erfreuen. Der neue Präsident konnte demnach nur unter den Militärs höchsten Rangs gewählt werden.

Es gab in Frankreich Niemanden, der alle diese unbedingt erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt hätte, als den Marschall Mac-Mahon. In einer langen kriegerischen Laufbahn hatte er sich als einsichtsvollen und braven General bewährt. Seine praktische Kriegsschule hatte er, wie fast alle höheren französischen Officiere, in Algerien durchgemacht. An den Kämpfen um Sebastopol nahm er entscheidenden Antheil, kehrte darauf wieder nach Algier zurück, übernahm im italienischen Kriege das Commando das 2. Armeecorps und entschied durch sein rechtzeitiges auf eigene Verantwortung unternommenes Eingreifen die Schlacht bei Magenta. Dieser Kriegsthat verdankte er den Herzogstitel, den Marschallsstab und seinen militärischen Ruf. Die Selbst-

ständigkeit des Handelns wurde ihm um so höher angerechnet, je weniger selbst unter den höchsten französischen Befehlshabern die Eigenschaft entwickelt ist, in entscheidenden Augenblicken mit Einsetzung der eigenen Verantwortlichkeit einen selbständigen Entschluß nach der Lage der Dinge zu fassen. Mac-Mahon galt seitdem für den ersten Soldaten Frankreichs und selbst sein Mißgeschick im Jahre 1870 vermochte nicht, einen Schatten auf den Namen des „ruhmvoll Besiegten“ zu werfen. Für die unbestreitbaren Fehler seiner Kriegsführung wurde Napoleon und dessen Generalstab verantwortlich gemacht, gerade wie für die späteren Niederlagen der unglückliche Bazaine, den die französische Eitelkeit sich als Sühnopfer ausersehen hatte für das, was Alle verschuldet haben und nicht am wenigsten der alle Anordnungen der Generale durchkreuzende Dilettantismus Gambetta's. Daß Mac-Mahon's militärische Laufbahn mit Sedan beschlossen wurde, daß er an den Kämpfen der Republik nicht mehr theilnahm, that seinem kriegerischen Ruf durchaus keinen Abbruch: im Gegentheil, er war nach dem Kriege gleichsam wieder eine frische unverbrauchte Kraft, und es hatte kaum etwas Auffallendes, daß er vom Augenblick des Abschlusses der Friedenspräliminarien an wieder unbestritten als erste militärische Autorität Frankreichs dastand. Die Niederwerfung der Commune, so wenig sie auch als Waffenthat ersten Ranges gelten kann, frischte seinen erblichen Kriegesruhm wieder auf. Thiers mußte sich gefallen lassen, die Ehre, Frankreich gerettet zu haben, mit dem Marschall zu theilen, was ihn wohl nicht eben angenehm berührte, da er selbst sich, wenn auch nicht gerade für einen Feldherrn, doch für einen vollendeten Kenner aller militärischen Verhältnisse hielt. Mac-Mahon wurde daher auch von der öffentlichen Meinung als Regenerator des französischen Militärwesens bezeichnet; indessen war seine Thätigkeit auf diesem Gebiete zunächst doch nicht durchgreifend, da Thiers die Arbeiten der Fachmänner eben so sehr durchkreuzte als förderte.

In politischer Beziehung bewährte der Marschall eine große Zurückhaltung. Man wußte, daß er streng conservativen Grundsätzen huldigte; darauf aber beschränkte sich die Kenntniß, welche nicht nur das große Publikum sondern auch die Parteihäupter von seinen politischen Ideen und Wünschen hatten. War er conservativer Republikaner, war er Legitimist oder Bonapartist? Niemand hatte eine Ahnung davon. Er war eine der militärischen Notabilitäten des Kaiserthums, aber zu den Vertrauten und Günstlingen Napoleon's hatte er nie gehört, von einigen Seiten wurde sogar behauptet, daß seine Sympathien eigentlich dem legitimen Königthum angehörten. Als Senator hatte er eine ehrenwerthe Selbständigkeit gezeigt, indem er gegen die Sicherheitsgesetze stimmte, was indessen Napoleon keineswegs abhielt, ihn mit Auszeichnung und Hochachtung zu behandeln. So umgab den Marschall ein gewisses geheimnißvolles Dunkel. Man wußte nicht recht: versteckte sich

hinter seiner Zurückhaltung das Bewußtsein politischer Unfähigkeit, oder brütete der Herzog von Magenta im Stillen über hochgefährliche politische Pläne. Bereitete er sich für die Rolle eines imperialistischen oder legitimistischen Monarchen vor, oder gedachte er, der Washington seines Landes zu werden? Alle diese Fragen wurden aufgeworfen, aber die schließliche Antwort war doch nur, man wisse nicht, was man aus dem schweigsamen Kriegsmann machen solle. Dabei aber überwog doch mehr und mehr die Ansicht, daß es ihm an staatsmännischer Begabung, an der Fähigkeit zur politischen Initiative fehlen, daß man aber dennoch darauf gefaßt sein müsse, ihn dereinst entscheidend in den Gang der Ereignisse eingreifen zu sehen. Der Achtung vor dem Charakter des Mannes that dieses Schwanken der Meinungen über denselben übrigens keinen Abbruch. Denn um doch Etwas über ihn zu sagen, kamen alle Parteien gewissermaßen stillschweigend darüber überein, ihn für einen durchaus ehrlichen Charakter, für den Typus des loyalen Soldaten zu erklären. Es war und ist das zum Theil Berechnung und Speculation, aber es läßt sich andererseits doch nicht in Abrede stellen, daß trotz des geheimnißvollen Dunkels, welches ihn umgiebt, der Marschall in der That sich eines wenn auch keineswegs vorbehaltlosen Vertrauens der öffentlichen Meinung erfreut, eines Vertrauens, welches allerdings zum Theil mit begründet ist auf der geringen Meinung, die man von seinen politischen Fähigkeiten hat. Man traut ihm wohl zu, daß er im gegebenen Augenblicke die Entschlossenheit besitzen würde, zu handeln, aber daß sein Entschluß von fremdem Einfluß bestimmt werden würde; und jede Partei hegte eben die Hoffnung, in der Stunde der Entscheidung diesen Einfluß ausüben zu können.

So eignete Mac-Mahon sich zum Vertrauensmann aller conservativen Fractionen, weil keine derselben ihn unbedingt zu den Ihrigen zählen konnte. Jedenfalls konnte man, solange die Partei einig blieb, die gemeinsame Sache nicht wohl kräftigeren Händen anvertrauen, da ihm die Armee unbedingt als jedem anderen General zur Verfügung stand. Wenn es gelang, die Majorität zusammenzuhalten, so gewährte die Präsidentschaft des Marschalls einen fast unbedingten Schutz gegen die Anschläge der muthlosen und niedergeschlagenen republikanischen Partei; und als Symbol dieser Einigkeit der Conservativen konnte ja gerade der Marschall gelten, bei dem man eine entschiedene Vorliebe für eine bestimmte Lösung der dynastischen Frage nicht voraussetzte und von dem man jedenfalls erwartete, daß er unter allen Umständen seine besonderen Wünsche den allgemeinen conservativen Interessen unterordnen werde.

So befand sich Frankreich nach dem 24. Mai in einer eigenthümlichen Lage. Es wurde von einer parlamentarischen Coalition beherrscht, die nur durch den gemeinsamen Haß gegen die Republik zusammenhaltend wurde, die

aber von dem Augenblick an anfangen mußte sich zu lockern, wo sie den gemeinsamen Feind unschädlich gemacht und ihre Herrschaft fest begründet haben würde. Dabei war diese Coalition in hohem Grade unpopulär: nicht als ob das Land für die Republik begeistert gewesen wäre — von Begeisterung für irgend ein politisches Ideal war in Frankreich überhaupt keine Spur zu finden — aber die Stimmführer der öffentlichen Meinung, die tonangebenden Journale, deren Erörterungen namentlich auch im Ausland für den treuesten Ausdruck der allgemeinen Stimmung des Landes gelten, waren republikanisch z. Th. aus Grundsatz, z. Th. weil sie in der „Republik des Herrn Thiers“ einen genügenden Schutz gegen gewaltsame Erschütterungen gesehen hatten, während sie der Meinung waren, daß die Monarchie nicht ohne Kampf und Bürgerkrieg sich werde herstellen lassen. Ein Theil von diesen Thieristen schloß sich allerdings alsbald nach dem Falle des Meisters der Coalition an, da man an deren Vermögen, eine starke, wenn auch nur provisorische Regierung herzustellen, schon nach den ersten Tagen ihres Bestehens nicht zweifeln konnte. Aber die Mehrzahl der conservativen Republikaner, das höhere gebildete Bürgerthum, beharrte in seiner theils vornehm kühlen, theils entschieden feindlichen Haltung gegen die Coalition, da dieselbe, wie kräftig sie auch ihre Herrschaft begründete, doch durchaus keine Gewähr für die Zukunft bot. Hätte am Tage des Sieges die Coalition einen Throncandidaten aufstellen können, und zwar einen Throncandidaten, der nicht die Gefahr einer Wiederherstellung des ancien régime in Aussicht stellte, das ganze liberal-conservative Frankreich würde ohne Zweifel schon damals die Wendung vollzogen haben, die neuerdings Herr John Lemoine durch seine bekannten Artikel im „Journal des Debats“ angekündigt und eingeleitet hat. Aber die Ueberzeugung, daß zwischen den drei Prätendenten schließlich die Waffen würden entscheiden müssen, und die Furcht, daß nur die Radicals die Früchte eines Bürgerkrieges ernten würden, ließen es den Conservativ-Liberalen räthlich erscheinen, in ihrer feindseligen Haltung zu beharren, und einen oft kleinlichen Guerillakrieg gegen die Regierung zu führen, der zwar nichts entschied, aber doch die öffentliche Meinung in Athem hielt und in Aufregung setzte und wenigstens den Schein erwecken mußte, daß die Regierung im Lande völlig isolirt dastehe und sich nur durch die scharfe Anwendung aller ihr reichlich zu Gebote stehenden Machtmittel aufrecht erhalten könne. Auf die Haltung der Radicals werden wir noch zurückkommen. Für den Augenblick waren sie durch den gegen sie geführten Schlag so betäubt, daß sie zunächst bei der Regierung kaum in Betracht zu ziehen waren. Zunächst, wie gesagt, erwuchs der Regierung nur aus der Polemik der conservativ-liberalen Organe eine Verlegenheit, weil sie für das Urtheil der gebildeten Classen maßgebend sind, und weil eine Regierung, welche diese Classen

zu ihren Gegnern zählt, zu einem steten abnutzenden und aufreibenden Kampfe verurtheilt ist: es sei denn, daß sie es verstände, wie der Bonapartismus, dieselbe zum Schweigen zu nöthigen. Aber die imperialistische Regierungsweise läßt sich eben nicht von Dilettanten copiren, wie unter anderem der gelehrte Minister des Innern, Herr Veulé, wiederholt zu seinem Schaden erfahren hat.

Die Regierung bedurfte gegen die ihr feindliche Strömung der öffentlichen Meinung eines populären Stützpunktes und sie fand ihn im Ultramontanismus. Die Klerikalen hatten bereits bei dem parlamentarischen Staatsstreich vom 24. Mai die Hand im Spiel gehabt, wenn es auch eine un begründete Ansicht ist, daß sie die eigentlichen Leiter der Intrigue gewesen seien. Intriguirt ist damals überhaupt weniger, als man gewöhnlich annimmt; man hat von beiden Seiten ziemlich offenes Spiel gespielt; jeden Abend erfuhr ganz Paris, was die Parteien im Laufe des Tages geplant hatten; jeden Abend wurde berührt, wie viel Stimmen die eine oder andere Partei gewonnen oder verloren hatte. Aber daß die Klerikalen, die Herrn Thiers dem alten Voltairianer von Anfang an nicht getraut hatten und denen seine vorsichtige, wenn auch keineswegs wohlwollende Haltung Italien gegenüber höchst anstößig war, eifrig an seinem Sturze mitgewirkt hatten, stand außer allem Zweifel.

Der französische Klerus hat in den politischen Kämpfen der letzten Jahrzehnte eine zwar keineswegs rühmliche, jedenfalls aber sehr einflußreiche Rolle gespielt; er war ein Factor, mit dem jede Regierung rechnen mußte. Seine Sympathien gehören, wie sich im Grunde von selbst versteht, dem legitimen Königthum an. Aber diese Sympathien haben ihn niemals abgehalten, sich mit jeder Macht zu vertragen, die ihm Vortheile in Aussicht stellte. Herr Veuillot, der ebenso händelsüchtige und cynische, wie gewandte publicistische Vorkämpfer des Ultramontanismus, hat nach der Februarrevolution der Republik seine Huldigungen dargebracht und die Monarchie für ein veraltetes Institut erklärt; er hat, als in der Coalition der conservativen Fractionen nach der furchtbaren Junischlacht dem legitimistischen Elemente auf kurze Zeit die Führung beschieden zu sein schien, seiner innersten Herzensneigung folgend, die legitime Monarchie als die berufene Retterin Frankreichs gepriesen; er hat endlich mit großem Scharfsinn den Zeitpunkt wahrgenommen, wo das Zünglein der Wage sich zu Gunsten des Prinzen Napoleon zu neigen anfing, und er hat keinen Anstand genommen, sich vor dem aufsteigenden Gestirn des demokratischen Kaiserthums zu neigen. Napoleon vertrat die Sache des Ultramontanismus in Rom, der Klerus verwendete bei Wahlen und Plebisiten seinen mächtigen Einfluß zu Gunsten Napoleon's. Aber allerdings mußte der Klerus erfahren, daß er in dem Lande mit dem Kaiser die

zweite Rolle spielte, und daß Napoleon weit davon entfernt war, principiell ultramontane Politik zu treiben. Als Napoleon sich genöthigt sah, den größten Theil des Kirchenstaates dem in reißend schneller Entwicklung begriffenen Königreich Italien zu opfern, lockerte sich auch sein Bund mit dem Klerus und er würde sich völlig gelöst haben, wenn Napoleon nicht dadurch, daß er das Schicksal Roms in Händen hatte, die Ultramontanen von einem offen feindseligen Auftreten zurückgehalten hätte. Nach dem Falle des Kaisertums machte sich der Groll der Ultramontanen in den leidenschaftlichsten Ausbrüchen Luft, die um so empörender waren, da Napoleon den Verpflichtungen, die er im Interesse der Stadt Rom übernommen hatte, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit nachgekommen war. Daß die Ultramontanen jetzt den engsten Bund mit der legitimistischen Partei schlossen und nach Kräften auf die Wiederherstellung des Grafen von Chambord hinarbeiteten, war sehr erklärlich. Dessen ungeachtet aber — und darin lag der außerordentliche Vortheil ihrer Stellung — konnte man sie keineswegs mit der legitimistischen Partei unbedingt identificiren. Sie bildeten überhaupt keine politische Partei im engeren Sinn des Wortes. Der Ultramontanismus war gleichsam der Sauerteig, der die ganze Versailler Rechte durchsetzte. Legitimisten und Orleanisten huldigten den Bischöfen, die Bonapartisten gedachten der Zeit, wo die Pfarrer ihren Präfecten in die Hände gearbeitet hatten und gaben keineswegs die Hoffnung auf eine Wiederkehr dieses idyllischen Zustandes auf. Thiers selbst hatte dem Klerus jede Gefälligkeit erwiesen, die mit seiner Gesamtpolitik verträglich war und der radicale Unterrichtsminister Jules Simon hatte den Ultramontanen manche Zugeständnisse gemacht, die mit seinen Grundsätzen schlechterdings nicht verträglich waren. So von allen Seiten umworben, waren die Klerikalen nicht eine Partei wie andere Parteien, sie standen über den Parteien; der Klerus inspicirte alle conservativen Fractionen, und sein Einfluß erstreckte sich sogar auf einen großen Theil der entschiedenen Republikaner. Die Zahl derjenigen, welche man zu den unbedingten Verehrern des Herrn Vuillot und zu den Bekennern des von den ultramontanen Organen als Quelle und Grundlage alles Staatsrechts gepriesenen Syllabus zählen konnte, war auch in der Versailler Rechten schwerlich bedeutend. Aber der Klerus hatte seine ergebenen Werkzeuge, wenn er auch unter den strengen Legitimisten die feurigsten Verehrer seiner politischen und kirchlichen Ideen fand, in allen Fractionen der Majorität. In Folge dieses Umstandes waren allerdings die Klerikalen berufen, bei den Verhandlungen, welche zu der Coalition der drei Fractionen führten, eine sehr wirksame Rolle zu spielen; und sie haben sie auch wirklich gespielt. Aber es ist eine Uebertreibung dieser an sich unzweifelhaft richtigen, sich aus der Stellung der Klerikalen ganz von selbst ergebenden Thatsachen, wenn man die Katastrophe des 24. Mai,

wie es häufig geschieht, auf eine ultramontane vom Vatican aus geleitete Intrigue zurückführte. Der Kampf, der Thiers' Sturz herbeiführte, war das Ergebnis einer durchaus naturgemäßen Entwicklung der Dinge. Das monarchische und republikanische Princip standen sich unversöhnlich gegenüber. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Principien mußte in dem Augenblick erfolgen, wo eine der beiden Parteien sich stark genug fühlte, dem Gegner den Waffenstillstand zu kündigen. Thiers hatte den Krieg erklärt, aber er hatte nicht die Entschlossenheit gehabt, dem Gegner rücksichtslos zu Leibe zu gehen. Er hatte gedroht, wagte aber nicht zu schlagen, und ließ dem Gegner Zeit, den ersten Streich zu thun, der dann auch sofort von entscheidender Wirkung war. In diesem Kampfe hatten die Ultramontanen natürlich auf Seiten der Conservativen gestanden, aber Nichts beweist, daß sie die Leitung in dem Kampfe übernommen hätten, die mit bei weitem größerem Rechte den Bonapartisten zugeschrieben wird. Der Einfluß der Klerikalen machte sich erst nach dem Siege in maßgebender Weise geltend. Denn erst nach dem Siege empfanden die Verbündeten das Bedürfnis, sich nach einer populären Stütze umzusehen; und diese Stütze konnte ihnen nur der Klerus mit seinem Anhang bieten. Denn er allein ist in Frankreich im Stande, unter den Massen eine antiliberalen Bewegung ins Leben zu rufen und eine darauf bezügliche, das ganze Land umspannende Agitation zu organisiren.

Hatte Herr Thiers, obschon er sich auf die liberale Meinung des Landes stützte, doch nicht umhin gekonnt, den Klerus mit der schonungsvollsten Rücksicht zu behandeln, so war die monarchisch conservative Regierung darauf angewiesen, mit ihm den engsten Bund zu schließen. Sie betrachtete die Geistlichkeit nicht nur als eine Macht, der man sich willfährig zu zeigen hat, sondern sie sah in den Klerikalen ihre natürlichen und unentbehrlichen Bundesgenossen. Die Republikaner wurden nicht müde, zu wiederholen, daß die neue Regierung völlig isolirt im Lande dastehe, daß sie nur durch rücksichtslose Anwendung der Machtmittel, welche der französische Verwaltungsorganismus ihr in die Hand lege, ihre Existenz friste; und in dieser Behauptung lag ein Korn von Wahrheit. Für den Augenblick war nun allerdings bei der völligen Erschlaffung der Liberalen und Republikaner der Besitz dieser Machtmittel mehr als hinreichend, um den Bestand der Regierung völlig sicher zu stellen. Aber man mußte doch auch an die Zukunft denken. Die Regierung mußte doch den Zeitpunkt in die Augen fassen, wo das Land an die Wahlurne berufen werden würde. Dieser Zeitpunkt ließ sich hinauschieben; aber Niemand konnte sagen, auf wie lange. Und bis dahin mußte die Bevölkerung für die Regierung gewonnen werden, was um so schwieriger war, da dieselbe in der ersten Zeit ihres Bestehens immer nur das negative Programm, Bekämpfung des Radicalismus, aufstellen konnte. Freilich war es notorisch,

daß die Majorität monarchisch gesinnt war; aber aus Ueberfluß an Throncandidaten war sie nicht im Stande den Namen eines Monarchen auf ihr Banner zu schreiben; und für eine anonyme Monarchie die Massen begeistern zu wollen, wäre ein thörichter und aussichtsloser Einfall gewesen. Wenn man einen zündenden Funken in die Massen werfen wollte, so konnte es nur durch Vermittelung des Klerus geschehen. Man mußte der republikanischen Agitation den religiösen Fanatismus entgegensetzen.

In der That erzielte der Klerus mit der Aufstachelung der religiösen Leidenschaften Ergebnisse, welche weit hinausgingen über die allgemeine Erwartung, vielleicht auch über die Wünsche der Regierung selbst, die sich einer jedem moderirenden Einfluß unzugänglichen elementaren Macht gegenübergestellt sah. Rücksichten kannten die Führer der klerikalen Bewegung nicht; wenn durch ihre nach allen Seiten hin herausfordernde Haltung die Regierung compromittirt wurde, so lag das gerade in ihrer Absicht. Sie wollten die Bevölkerung in zwei feindliche Heerlager spalten, da der Vernichtungskrieg, den sie gegen die moderne Gesellschaft zu führen gedachten, erst dann begonnen werden konnte, wenn die Gegensätze in vollster Schärfe einander gegenüber getreten wären; sie wollten die Regierung mit Italien und allen Mächten, welche gegen den Ultramontanismus anzukämpfen hatten, verfeinden, sie wollten mit Italien Verwickelungen herbeiführen, die nothwendiger Weise früher oder später ihre Lösung nur durch das Schwert finden konnten. Natürlich suchte die Regierung dem Auslande gegenüber jede Solidarität mit den Klerikalen abzulehnen, indem der Herzog von Broglie wiederholt in amtlichen Erlassen hervorhob, daß sie in den auswärtigen Angelegenheiten sich genau auf den von Thiers eingeschlagenen Bahnen bewege und die Pflege guter Beziehungen zu allen Mächten als eine ihrer Hauptaufgaben betrachte. Derartige beschwichtigende Erklärungen Broglie's wurden von den ultramontanen Organen ziemlich wegwerfend abgefertigt, vermochten indessen das Einvernehmen zwischen ihnen und der Regierung durchaus nicht zu stören, da ihnen von dieser im Innern der weiteste Spielraum gelassen, ja ihrer Agitation nicht nur Connivenz sondern auch directe Begünstigung und Förderung zu Theil wurde. Bei Besetzungen höherer Verwaltungsstellen wurde auf die bischöflichen Wünsche oft eine überaus weitgehende Rücksicht genommen; in der Schulfrage, in der schon der radicale Minister Jules Simon durch gelegentliche Nachgiebigkeit gegen die Bischöfe viel verdorben hatte, lenkte man ganz in die klerikalen Bahnen ein. Die ganze innere Verwaltung nahm eine klerikale Färbung an. Am augenfälligsten war der Wallfahrtstäumel, der einen großen Theil der Bevölkerung ergriff, und dem Abgeordnete, höhere Beamte, Generale durch ihre geräuschvolle Theilnahme einen fast offiziellen Charakter aufdrückten.

Man darf die Wirkung dieser politisch-religiösen Demonstrationen nicht gering anschlagen. Sie waren für die Regierung ein unfehlbares und zugleich das einzige Mittel, die Massen zu fanatisiren: für welche positiven Ideen, das war der Regierung des Marschalls Mac Mahon zunächst gleichgültig. Es kam zunächst nur darauf an, einen möglichst großen Theil der Bevölkerung dem geistlichen Einfluß zu unterwerfen, um ihn dem Einfluß der republikanischen und radicalen Agitatoren zu entziehen. Was die Geistlichkeit an Einfluß gewann, das kam ja auch der ihr verbündeten Regierung zu Gute und es ließ sich voraussehen, daß ein gründlich im klerikalen Sinn bearbeitetes Departement bei den nächsten Wahlen conservativ, oder sagen wir lieber antirepublikanische Vertreter in die Kammer senden würde. Durch die Erregung der religiösen Leidenschaft wollte man den politischen Indifferentismus in den vor Allem die Ruhe liebenden und allen ferneren Erschütterungen abholden Massen überwinden. Nur wenn es gelang, die Republikaner, oder was damit ziemlich gleichbedeutend war, die Liberalen als Feinde der Kirche darzustellen, durfte man hoffen, in der Bevölkerung selbst eine Stütze für die conservative Politik der Regierung zu gewinnen.

Aber allerdings konnte die Regierung von vorn herein wissen, daß die Klerikalen die von ihnen geleiteten Dienste sich theuer genug würden bezahlen lassen. Schon Napoleon, der doch über eine mächtige dem Kaisertum ergebene Partei verfügte, waren aus dem Bündniß mit dem Klerus Verlegenheiten und Gefahren erwachsen, wie viel mehr mußte dies der Fall sein bei einer Regierung, welche sich lediglich auf die Unterstützung des Klerus angewiesen sah, um im Volke Boden zu gewinnen. Napoleon war dem Klerus stets als Herrscher gegenüber getreten; die Regierung vom 24. März mußte sich mit den Klerikalen identificiren, um der Demüthigung überhoben zu sein, sie als Herrin anzuerkennen; sie war für die Sünden der Klerikalen verantwortlich, weil sie sich der Macht begeben hatte, sie zu hindern. Und diese Verantwortung war schwer wiegend. Denn das Ziel des Klerus war und ist nicht, wie schon bemerkt, die Versöhnung der Gegensätze, die der Regierung doch als Endziel vorschweben mußte, sondern die Unterdrückung eines Theiles der Nation durch den andern, die Vernichtung der Principien, auf denen die moderne französische Gesellschaft beruht und die jede Regierung, auch die conservativste, wenn sie sich nicht der lächerlichsten Donquichoterie schuldig machen will, anerkennen muß. Die nächste Wirkung der von der Regierung gepflegten klerikalen Tendenzen war also die Spaltung der Nation in zwei feindliche Heereslager. Zwischen Republik und Monarchie war immerhin noch eine Art von Versöhnung möglich, so lange man nicht nöthig hatte in der letzteren eine Feindin des modernen Staatsgedankens und der gesell-

schaftlichen Principien zu sehen, die den Franzosen in Fleisch und Blut übergegangen waren. Waren doch im Grunde alle die sogenannten conservativen Republikaner im Grunde ihres Herzens Monarchisten; von einer Vorliebe für die republikanische Staatsform war unter den Abgeordneten des linken Centrums nicht eine Spur zu finden. Sie waren für die Republik, weil die Republik einmal bestand, weil es an einem Throncandidaten fehlte, dem man mit Vertrauen und ohne die Sorge vor neuen gewaltsamen Erschütterungen die Krone übertragen konnte. Hätte sich ein solcher Candidat gefunden, hätte sich der Uebergang zur Monarchie ohne Gefahr bewerkstelligen lassen, so würde man sie unfehlbar auf Seiten der Monarchie gefunden haben. Zwischen den monarchistischen und den republikanischen Elementen, war also, wenn wir die den Ausschlag gebenden mittleren Gruppen der Nationalversammlung und auch die Gesellschaft im Allgemeinen ins Auge fassen, eine Versöhnung wohl möglich, nicht aber zwischen dem klerikalen und modernen Frankreich. Die klerikale Partei vertrat zugleich die Ideen des *ancien régime* und des neukatholischen Kirchenthums, wie es in den vaticanischen Decreten seinen Abschluß gefunden hatte. Ihr Ideal entlehnte vom alten Königthum die Formen und von seinem Inhalt alles das, was mit dem modernen Geiste, den „Principien von 1789“, in Widerspruch stand; aber es fälschte diesen Inhalt, indem es denselben, was ja die *Deuillots* und Genossen ganz unumwunden aussprachen, mit den politischen Grundsätzen des Syllabus versetzte; der König ihrer Träume ist nach Unten absolut, aber ein Werkzeug in der Hand des Priestertums, der Vertreter eines aus altfranzösischen und neukatholischen Bestandtheilen wunderbar zusammengesetzten Gesellschaftszustandes. So wurde ein wirklich unveröhnlicher Gegensatz erst durch die klerikale Partei und ihr Bündniß mit den Conservativen geschaffen. Die Regierung mochte in der Identificirung der Begriffe conservativ und klerikal eine Verstärkung und Kräftigung ihrer Stellung sehen; aber es war nur allzu klar, daß aus dieser Identificirung sich ein Gegensatz entwickeln mußte, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod seine Lösung finden konnte.

So war das klerikale Element der Regierung einerseits eine starke Stütze, andererseits aber erschwerte es ihr die Lösung der Aufgabe, die sie sich gestellt hatte. Aber noch mehr, der Einfluß der Klerikalen mußte auf den Bestand der Coalition selbst einen verderblichen Einfluß ausüben. Die Coalition hatte zur Voraussetzung, daß die einzelnen Fractionen der monarchischen Partei ihre besonderen Wünsche und Bestrebungen verlangten. Das war allerdings eine schwierige Aufgabe und sehr bald machten sich die *Orleanisten*, die numerisch in der Coalition am stärksten vertreten waren, durch allerlei bedenkliche Manöver, besonders durch auffällige Verhandlungen mit dem linken Centrum verdächtig. Die Folge davon war ein um so festeres Zusammenschließen der

Legitimisten und Bonapartisten, was denn auch zur Folge hatte, daß die Orleansisten den Gedanken an eine Sonderpolitik als undurchführbar aufgaben. Aber der Anstoß zu einer Bewegung innerhalb der Majorität war einmal gegeben, die Ungeduld, die nach einer Lösung trachtete, ließ sich durch Erwägungen der Klugheit nicht zügeln. War es denn so ganz unmöglich, die beiden bourbonischen Linien mit einander zu versöhnen, konnten nicht Legitimisten und Orleansisten über die Häupter ihrer verhassten und anmaßenden imperialistischen Bundesgenossen hin sich die Hände reichen? Der Gedanke einer Verschmelzung der beiden königlichen Linien war ja nicht neu; aber freilich waren die bisherigen Versuche so kläglich gescheitert, sie hatten die Unvereinbarkeit der Standpunkte in ein so klares Licht gestellt, daß man kaum hoffen durfte, mit einer Wiederaufnahme derselben ein besseres Ergebnis zu erzielen. Die Bonapartisten waren deshalb auch in Betreff eines Bündnisses der Legitimisten und Orleansisten ganz unbesorgt. Sie hielten, wie im Grunde ganz Frankreich, die Fusion einfach für unmöglich, und ließen sich in dieser Ueberzeugung auch dann nicht irre machen, als die Gerüchte von verdächtigen Verhandlungen der äußersten Rechten und der Orleansisten mit großer Bestimmtheit auftraten.

Aber die Klerikalen hatten ein Interesse daran, das unmöglich Scheinende möglich zu machen. Sie griffen die Sache an, und ihren geschickten Händen gelang es, die Einheit des Hauses Frankreich wiederherzustellen, damit aber allerdings zugleich die Coalition zu zerstören. Die Klerikalen hatten von Anfang an die Wiederherstellung der legitimen Monarchie im Auge gehabt, die ihnen allein geeignet schien, ihr politisches Ideal zu verwirklichen. Sie waren aber klug genug, um einzusehen, daß der Berufung des Grafen Chambord auf den Thron seiner Väter die Ausöhnung der beiden bourbonischen Linien vorangehen mußte. Ein principieller Compromiß zwischen dem *roy prince* und dem Enkel Ludwig Philipp's war freilich unmöglich. Aber ein Compromiß lag auch keineswegs in den Wünschen der Klerikalen. Sie verlangten mehr: sie verlangten die unbedingte Unterwerfung der jüngeren Linie unter die ältere, den Verzicht der Orleans auf alle selbständigen Ansprüche. Das war allerdings bei weitem mehr als die Fusionisten bisher erstrebt hatten. Aber vielleicht waren ihre Bemühungen nur gerade deshalb gescheitert, weil sie sich auf Halbheiten verließen, vielleicht ließ sich mehr erreichen, wenn man mit unerbittlicher Schroffheit an dem reinen Erblichkeitsprincip festhielt und den Orleans die Alternative stellte, sich entweder unbedingt diesem Princip zu beugen oder ein für allemal auf jeden Versuch einer Annäherung an das Oberhaupt des Hauses Frankreich zu verzichten. Der Erfolg zeigte, daß die klerikalen Legitimisten die Lage der Dinge und die Characterere der Personen vollkommen richtig beurtheilten.

Georg Zelle.